

# Auf der Jagd nach Sechzig-Tausend.

Erzählung eines Privatdetektivs.  
Von Thorwald Vogesrud.

(3. Fortsetzung.)

Sie setzten sich auf eine Bank und Hell lehnte sich zugleich zurück und schien einige Minuten nachher in tiefen Schlaf gefallen zu sein.

Nach einiger Zeit verspürte er, daß eine Hand mit ungläublicher Geschwindigkeit in seine Hosentasche hinabglitt. Daß sie, indem sie sich zurückzog, seinen Beutel mitnahm, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Dann glitten seine beiden Hände vorsichtig über seine dicke Jacke, bis sie auf seinem Taschenbuch liegen blieben.

Hell fühlte eine Bewegung, als ob man behutsam ein spitziges Instrument durch den Stoff bohre, und kurz darauf hörte er ein Geräusch wie von einer Schere, wenn sie dieses Tuch zerschneidet. Aber ehe der andere seine Arbeit vollendet hatte, wurde er in höchstem Grade unangenehm überrascht, indem er unvermuthet sich selbst unter seinem Opfer auf der Bank liegend fand, während der kalte Lauf eines Revolvers gegen seine Stirne gedrückt wurde.

„Polizei!“

Der kräftige Ruf tönte unheimlich durch den dunklen Abend.

„Liegst Du nicht ruhig, bis die Polizei kommt, Du Lump, so blase ich Dir das Gehirn aus!“

Man hörte schwere schnelle Schritte. Ein Konstabler eilte zur Stelle.

Auf der Polizeistation wurden beide auf Hells Ersuchen zu seinem Freund geführt, der gerade die Wache hatte.

„Ah, sieh, sieh, bist Du es, „Bitte-Jens“? Hast wieder eine Expedition unternommen?“

Kommissar H. kannte seine Pappenheimer.

„Ja, Herr Kommissar, es geht nicht besser.“

„Hast Du viel anzuführen?“

„Ich glaube eher, daß der Herr Kommissar in dieser Sache anzuführen wird.“

„Spate Deine Kalauer, „Bitte-Jens“. Untersuchen Sie ihn!“ wandte er sich an den Polizisten.

Hells Beutel kam bald zum Vorschein, dann ein paar Scheren von eigentümlicher Konstruktion. Sie glihen eher chirurgischen Instrumenten. Es waren eine größere und eine kleinere.

„Zu was gebrauchst Du dieselbe?“

Der Kommissar zeigte ihm die kleinere Schere.

„Das ist „petit Clairette“, Herr Kommissar, sie ist „nur für Damen“, wie die Kommode sagt.“ Der Kommissar wandte sich ab, um ein Lächeln zu verbergen.

„Und zu was die größere Schere benutzt wird, davon willst Du die Jacke dieses Herrn Zeugnis ablegen?“

„Ich leugne nicht, Herr Kommissar. Ich bin ein Dummkopf, und damit ist für diesmal das Spiel zu Ende.“

„Bringen Sie ihn in Verwahrung, Polizist.“

„Noch ein Wörtchen, Herr Kommissar! Darf ich zuerst draußen im Vestibül eine kleine Cigarre rauchen. Ich habe eine solche in meiner Tasche, in den nächsten Tagen wird's ohnehin wohl nichts aus dem Schmauchen.“

Hell zog den Kommissar auf die Seite und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Höre, „Bitte-Jens“, sagte der Kommissar, „dieser Herr theilt mit mir, er wünscht nicht, daß Du seinetwegen in den Käfig kommen sollst.“

„O, Gott segne Sie, Herr Kapitän!“

„Aber fortan bist Du vollständig seinem Belieben überlassen. Er behält sich vor, Dich jeden Augenblick unter Anklage zu stellen. Und Du weißt, daß wir Dich finden werden,“ setzte er warnend hinzu.

„Ich will hoffen, daß der Herr Kommissar seinen Grund haben soll, mich wiederholt zu suchen.“

„Das denke ich auch — in Deinem Interesse. Die Sache ist also abgemacht. Sie können gehen.“

Hell nickte seinem Freund vertraulich zu und eilte mit „Bitte-Jens“ hinaus. Als sie auf der Straße gekommen waren, ergriß der Dieb seine Hand. „Sie sollen Dank dafür haben, Herr. Wenn ich in „den Grauen“ hätte gehen müssen, so würde sich ein hübsches Nädel um meinetwillen ein Unglück angetan haben. Das ist doch wirklich schön von Ihnen.“

„Na, nur nicht zu schnell, „Bitte-Jens“, nur nicht zu schnell, wir wollen vorerst zusammen ein Glas trinken und dann von Geschäften reden.“

Man hörte den Stavangerdialekt nicht mehr, und der Taschendieb sah ihn verwundert an.

„Von Geschäften reden? — Ah so! — Nun, das wollen wir.“

Er begann die Beweggründe des Fremden zu ahnen, die denselben ver-

anlaßt hatten, die Anklage gegen ihn fallen zu lassen, und folgte ihm bereitwillig in eine kleine Kneipe, wo sie bald bei einem Glas „Tubora“ vertraulich sich besprachen.

## 9. Kapitel.

„Sie werden wohl so viel Verstand haben, um zu begreifen, daß ich mich nicht zuerst von Ihnen plündern lasse und Sie dann auf freien Fuß setze, ohne meine besonderen Absichten dabei zu haben?“

„Ja, natürlich.“

„Sie sind geschickt in Ihrem Fach?“

„Ich rühme mich dessen, obgleich mein letztes Stück Arbeit das Gegenstück zu verrathen scheint.“

„Nun, das ist eine besondere Sache! Ich werde Ihnen kurz sagen, was ich will. Ein Ausländer erhielt vor einigen Tagen einen Brief, den ich haben muß.“

„Das geht nicht so ohne Weiteres. Ich kenne ja den Mann nicht.“

„Sie werden ihn morgen sehen. Es handelt sich um ein Staatsgeheimniß, in dessen Besitz der Mann gekommen ist und dasselbe auszunutzen versucht.“

Er erhielt, wie gesagt, einen Brief in grünem Umschlag, den wir uns verschaffen müssen. Sie erhalten eine erhebliche Belohnung.“

„Ja, aber die Gefahr, — wenn ich erwidert werde?“

Hell zeigte ihm, ohne ein Wort zu sagen, sein norwegisches Polizeischild.

„Oho, mein Herr, Sie sind Stöberer. Das ändert die Sache. — Jetzt begreife ich alles. Mein Kompliment, mein Herr, Sie sind so schlau, daß es ein wahres Vergnügen ist, mit Ihnen Geschäfte zu machen. Wie viel bieten Sie?“

„Zweihundert Kronen, wenn der Brief bis übermorgen sechs Uhr in meinen Händen ist.“

„Morgen kommen Sie zu mir, hier ist meine Adresse, dann sollen Sie den Betreffenden sehen. Später mögen Sie auf eigene Faust handeln. Aber kein Wort über mich, in welche Lage Sie auch kommen sollten! Werden Sie erwidert, so befreie ich Sie!“

„Schön; mein Herr, morgen sehen wir uns wieder. Adieu!“

„Wst! Glace-August! Wst!“

„Bitte-Jens“ eilte in vollem Sprung die Neue Friedrichsbergstraße hinauf, um einen Mann einzuholen, der vor ihm her ging.

„Du Kameel, wozu solche Eile!“

„Ah, Du bist es, Bitte-Jens. Was ist denn los?“

Der Angeredete stredte vertraulich seinen Arm unter denjenigen des anderen.

„Ah, wie geht das Geschäft?“

„Schlecht!“

„Was sagst Du?“

„Willst Du Deine Mutter grüßen! Die Taschen sind leer.“

„So komm mit mir.“

„Bist Du bei Kasse?“

„Das wirst Du sehen, komm nur!“

Sie traten in ein kleines Cafe auf Gammeltorv. „Ist Deine Hand und Dein Auge gegenwärtig sicher, August?“

„Eine verteuerte Frage, das!“

„Ich meine, ob Du sicher stößest heute?“

„Ah so! Ich habe in den letzten acht Tagen keine Queue angerührt. Habe kein Betriebskapital gehabt. Hast Du wirklich ein Opfer?“

„Ich gebe Dir 25 Kronen und freien Unterhalt für einen Tag, um nach meiner Anweisung Billard zu spielen.“

„Das ist nobel. Ich schlage ein.“

„Ich werde Dich mit einem Norweger bekannt machen, der den sieben langen Tag Billard spielt. Er spielt gut, ich glaube fast, daß er davon lebt. Aber Du mußt noch besser spielen.“

„Das werde ich wohl. Du kennst meine Eskerjen, denen nicht gut zu widerstehen ist.“

„Nein, jedenfalls nicht, wenn Du die Bande suchtest.“

„So, Du kennst den Kniff?“

„Natürlich. Du spielst zuerst Vormittags mit ihm, da mußt Du verlieren, — ja, ich bezahle!“

„Nachmittags verlangt Du Vergeltung und gewinnst, aber auf die Weise, wie ich es vorzuschreibe. Komm nun!“

Droben im Billardsalon. „One hundred Points“ hatte sich Bühring fast die ganze Zeit aufgehallen, seit er nach Kopenhagen gekommen war. Er war von Hause aus ein ungewöhnlich gewandter Billardspieler und hoffte, auf diese Weise seine leere Kasse zu füllen. Obschon das Resultat nicht ganz seinen Erwartungen entsprach, so gewann er doch so viel, um davon leben zu können, und damit mußte er vorläufig zufrieden sein.

Eines Vormittags sah er allein an einem Tisch im Lokal. Es war noch

niemand sonst gekommen. Er sah finster und ärgerlich aus. Am Abend vorher hatte er sich in die „Kisten“ — ein betanntes Vergnügungstotal in Kopenhagen — loden lassen und dieser Besuch hatte seinen Beutel allzu tief angegriffen. Es galt nun, den Verlust wieder einzubringen.

Da kamen zwei anständig gekleidete Herren zur Thür herein. Es waren unsere alten Bekannten: „Bitte-Jens“ und Glace-August. Sie ließen sich an einem Tisch nieder, verlangten eine Flasche Wein und begannen darauf „Carabologe“ zu spielen. Bühring bemerkte, daß beide mittelmäßige Spieler waren, doch war der eine, Glace-August, seinem Gegner weit überlegen. Derselbe warf auch schon nach der ersten Partie die Billardstange fort und sagte, daß er nicht länger spielen möge.

Bühring wandte sich dann an den anderen. „Wünscht der Herr eine Partie zu spielen?“

„Mit Vergnügen!“

Die drei Herren stellten sich einander vor.

„Wollen wir um einen kleinen Gegenstand spielen?“

Es war Glace-August, der den Vorschlag machte.

„Ja, aber nicht um Getränke. Ich spiele sonst schlecht und genieße ich etwas, so kann ich kaum einen ordentlichen Stoß ausführen.“

„So spielen wir die Partie zu fünfzig um eine Krone?“

„Wie Sie wollen.“

Das Spiel begann und Bühring gewann eine Partie nach der anderen. Gegen Mittag entschuldigte sich der andere. Er müsse in einer Angelegenheit in die Stadt gehen.

„Aber ich komme im Augenblick zurück und dann will ich Wiedervergeltung haben und müßte ich bis zwölf Uhr spielen.“

„Ich sehe zur Verfügung.“

\*\*\*

Eine Stunde nachher kamen beide zurück und das Spiel begann aufs Neue. Bühring sah sogleich, daß der andere jetzt bedeutend besser spielte als vorher und strengte sich darum mit aller Kraft an. Er gewann auch die ersten Partien.

„Nein, nun sollen Sie, der Auktionshändler, auch eine Partie haben.“

Glace-August warf die Jacke ab.

„Zieh auch die Weste und die Hosen aus, dann gewinnst Du,“ rief Bitte-Jens höhnlisch.

Glace-August gewann auch zu Bührings großem Aerger.

„Da tanst Du sehen, mein Freund, daß es hilft, wenn man den Arm frei hat.“

„Ja,“ sagte Bühring, „ich glaube wirklich, daß Sie recht haben. Ich werde es auch versuchen.“

Er zog vorsichtig den Rock aus, faltete ihn zusammen und legte ihn auf einen Stuhl neben dem Billard. Sie spielten die Partie aus, Bühring verlor, aber nur mit ein paar Punkten. Man sah deutlich, daß ihn das Spiel erhitzte. Er unterließ aber nicht, häufig einen Blick nach dem Stuhl zu werfen, wo sein Rock lag.

Als er einen Stoß ausführte, flüsterete Bitte-Jens schnell dem anderen zu: „Sammle die Kugeln am rechten Langband, so daß er einen „Kopfstoß“ machen muß.“

Der andere nickte verständnißvoll und führte mit wunderbarer Fertigkeit das befohlene Manöver aus. Es ging wie erwartet. Bühring mußte den Rücken dem Stuhl zukehren, auf dem sein Rock lag, den erwähnten Stoß ausführen und die beiden anderen drängten sich an ihn, wie um zu sehen, ob der schwierige Versuch gelingen würde, was auch der Fall war.

Aber er ahnte nicht, daß unterdessen sein Taschenbuch in „Bitte-Jens“ Hände gewandert war, wovon sein Kamerad indessen bereits unterrichtet war.

Gleich darauf bat Bitte-Jens um Entschuldigung; er müsse einen Augenblick hinaus. Indem er ging, sagte er zu seinem Freund: „Lasse ihn ununterbrochen spielen, bis ich zurück komme.“

Zwei Minuten nachher war er schon wieder im Lokal.

„Jetzt ein Macestoß wie vorher,“ flüsterete er.

Glace-August schob die Kugeln genau so, wie vorher und Bührings Notizbuch spazierte in seine Tasche zurück, ohne daß er die geringste Ahnung von dem Vorgefallenen hatte. Aber der Brief in dem grünen Umschlag war fort.

Das Spiel wurde mit wechselndem Glück fortgesetzt. Glace-August war vorsichtig, um nicht das Mißtrauen seines Mitspielers zu erregen, und als sie um zwölf Uhr die Kasse anzogen und gingen, hatte keine Partie einen nennenswerthen Gewinn zu verzeichnen.

## 10. Kapitel.

„Wollen Sie um 5 Uhr im Rothteich“ mit mir zusammentreffen. Ich darf nicht zu Ihnen kommen, um nicht wieder erkannt zu werden. Ich habe das Gewünschte. B. J.“

Hell legte den Brief mit einem vergnügten Lächeln in sein Taschenbuch. „Verteuert geschickter Burleske!“ mur-

melte er halb laut, zog seinen Ueberrock an und ging hinaus.

Im „Rothteich“, einem kleinen Restaurant drunten bei den Stationen traf er richtig Bitte-Jens, der mit seinem Gehilfen vom vorigen Tage auf ihn wartete.

„Nun, haben Sie den Brief?“

„Natürlich, hier ist er!“

Jens reichte ihm den mysteriösen Brief in dem grünen Umschlag. Hell untersuchte ihn sofort. Kein Zweifel, es war der rechte. Er sah sogleich, daß zwei Karten in dem Umschlag lagen und schob ihn darum in die Tasche.

„Sehen Sie, hier haben Sie Ihre Bezahlung. Berichten Sie mir nun, wie Sie verfahren sind.“ Jens erzählte genau seine Thaten und machte kein Hehl daraus, welche werthvolle Beihilfe Glace-August ihm geleistet hatte.

„Hier, mein Freund, da haben Sie einen Fünzigerschein für Ihr ausgezeichnetes Billardspiel.“

„Tausendmal Dank, mein Herr! Es ist ein Vergnügen, mit Ihnen Geschäfte zu machen.“

Die beiden Industrieller verneigten sich in tiefer Unterthänigkeit und verabschiedeten sich. Als Hell allein war, nahm er den Brief wieder zur Hand.

Er fand ganz richtig die erwähnten Karten, Herzak und Spatenak. Weiter enthielt das Couvert jedoch nichts. Die Karten waren augenscheinlich alt und abgenutzt, aber nicht ein Zeichen, nicht einen Buchstaben konnte er auf denselben finden.

„Aber wo ist er denn abgegangen?“ murmelte er ärgerlich bei sich selber. „Das muß man wohl am Poststempel erkennen können.“

Er nahm den Umschlag, fand aber zu seinem großen Verdruss, daß gerade das Stück, auf dem die Freimarke geessen hatte, abgerissen war. Nur die Adresse war da. „Herr Henry Olsvig, „Gludlercke“, Kopenhagen.“

Die Schrift war steif und altmodisch. Das war der einzige Fingerzeig, den ihm dieser so theuer bezahlte Brief geben konnte.

„Du bist wirklich ein vorsichtiger General, Freund,“ sagte er zu sich selber. „Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, Dich einmal überlisten zu können.“

\*\*\*

Er ging nach Hause, wechselte die Kleidung und als „Biehbändler“ Malmberg von Söderstorp trat er wieder in die „Gludlercke“, wo Marie ihm seit mehreren Tagen vergeblich erwartet hatte und ein bißchen geärgert, ihm Wortworte wegen seines langen Ausbleibens machte.

„Sie können nun übrigens hier Wohnung erhalten,“ sagte sie einschmeichelnd. Der Norweger ist gestern Abend vertrieft.“

„Was sagen Sie?“ Hell sprang auf.

„Ja, er kam gestern herab und wollte bezahlen, aber im gleichen Augenblick, als er sein Taschenbuch öffnete, wurde er gleich wie eine Leiche und begann zu fluchen. Dann bestellte er Tinte, Feder und Papier und schrieb einen Brief hier im Cafe.“

„Wie lautete die Adresse?“

„Das weiß ich wirklich nicht. Er legte ihn selber in den Briefkasten.“

„Er war also frankirt.“

„Gewiß, er erhielt eine Zehnkrone Marke von mir.“

„Also nach Norwegen,“ sagte Hell zu sich selber.

„Nun ging er hin aufaufauff n333“

„Nun ging er hinaus auf sein Zimmer und einen Augenblick nachher kam er mit seinem Koffer in der Hand zurück und sagte, daß er abreisen müsse. Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.“

\*\*\*

„Na, da habe ich mir selber einen netten Streich gespielt,“ sagte Hell zu sich selber, als er wieder auf seinem Zimmer saß. „Der Kerl hat Mißtrauen bekommen und ist wahrscheinlich schon weit von Kopenhagen entfernt.“

Hell hatte sich während dieser Nachforschungen in eine Art verbissener Wuth hineingearbeitet. Er war eine von jenen energischen Naturen, die durch Hindernisse und Schwierigkeiten nur desto mehr angefeuert werden, ihre ganze Kraft auszubieten, um das vorgesezte Ziel zu erreichen. Er fühlte sich selbst wie verdammt. Der Lebensüberdruß und die Melancholie waren wie fortgeblasen von ihm. Dies wechselvolle Leben, das ihn in die verschiedensten Verhältnisse und Lagen versetzte und ihn mit den verschiedenartigsten Menschen in Berührung brachte, sprach ihn in solchem Grade an, wie er es früher nie erwartet hatte. Er hatte sich selber gelobt, die Sache nicht aufgeben zu wollen, bis er am Ziel oder bis jede Möglichkeit ausgeschlossen war, und dieses Versprechen zu halten, war nach und nach zu einer persönlichen Ehrensache für ihn geworden.

Jetzt aber war guter Rath theuer, denn er hatte wieder jede Spur verloren. War Bühring nach England oder Deutschland gereist? Er kannte beide Sprachen, so daß Hell in dieser Hinsicht im Zweifel war.

Hell ein wenig, sagte er endlich zu sich selber. Seine Kasse war fast leer. Bitte-Jens erzählte ja, daß er nur zwanzig Kronen in seinem Taschenbuch gehabt habe, und damit erreicht er kaum England. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er sich entweder in irgend einem dänischen Landstädtchen verbirgt oder hinab nach Hamburg gereist ist. Ob das letztere der Fall ist, das ist zweifelhaft, weil er nicht sonderlich gut mit Mitteln versehen war. Biehllich sprang er vom Stuhl auf und klingelte der Werthin, daß höflich um seine Rechnung, zur augenscheinlichen Enttäuschung der redseligen Kopenhagener Madame, brachte sein Gepäck und darauf sich selber in eine Droschke und besah dem Kutscher, nach der Station zu fahren.

## 11. Kapitel.

Ein wenig gespannt und mit gemischten Gefühlen sieht er etwas Lokaltüchtige die Coupethüren öffnen und vernimmt die monotone Stimme des Kondukteurs: „Wandrup, 10 Minuten — Wandrup, 10 Minuten!“

Er weiß, daß es die letzte Station auf dänischem Boden ist, daß er sich in der Nähe des Dannewerks befindet, dieser schicksalschwangeren Befestigung, wo jeder Fußbreit Erde einen Tropfen Blut gekostet hat und dessen begraute Hügel Tausende um Tausende kräftige junge Leute im Augestregen stürzen gesehen haben.

Mit einem Seufzer nimmt er von dem dänischen Bahnpersonal Abschied und verläßt sich an das stramme Kommando der deutschen Kondukteure zu gewöhnen. Er weiß ferner, daß man hier unten an der Grenze nicht politisieren darf. Im Geschäftsleben und auf anderen Gebieten ist Dänisch und Deutsch, Deutsch und Dänisch so miteinander vermischt, daß man oft beide kaum von einander zu unterscheiden vermag, aber dafür sind andererseits die politischen Sympathien so scharf abgegrenzt, daß jeder am besten thut, so wenig als möglich diese Dinge zu berühren, da es hier leichter ist als anderswo, böses Blut zu machen.

## (Fortsetzung folgt.)

### Die nordgelenden Touristen.

Folgendes Epigramm von Ludwig Fulda brachte die Halbmonatschrift Die Welt auf Reisen:

Die Trübsal von allen Tristen,  
Das sind die ewig enttäuschten Touristen:  
Sie haben sich alle Wunder der Welt  
Nimmer ganz anders vorge stellt;  
Den Montblanc viel blauer,  
Und das Wasserhorn klarer,  
Das Nordkap viel fälter,  
Und Rompeß viel älter,  
San Marco bedeutender  
Und den Glockenthurm läutender...  
Ein Glück nur, daß Narren von solchem Schlage  
Nicht bereit sind am ersten Tage;  
Sie hätten mit ihrer Kritik der Welt  
Dem lieben Gott das Schaffen vergällt.

### Ausgenommen den Lordmayor.

Eine hübsche Schürze erzählt der Londoner Correspondent eines Pariser Blattes: Einer der bedeutendsten Schauspieler Englands reiste in Schottland. Dort machte er in einem Gasthaus Station, dinstete sehr gut, und als er damit fertig war, sagte er zu dem Wirth, der ihn fragte, wie es ihm geschämmt habe: „Kein Mensch in England hat so gut gegessen wie ich.“

„Ausgenommen den Lordmayor,“ fiel ihm der Wirth ins Wort. — „Ich nehme Niemand aus,“ erwiderte der Schauspieler. „Sie müssen den Lordmayor ausnehmen,“ sagte der Wirth. „Der Lordmayor kommt immer zuerst.“ Schließlich geriet die beiden heftig in Streit miteinander und der Fall kam vor die Behörden. Der Schauspieler mußte vor den Behörden des Ortes erscheinen, und dort sagte der Beamte zu ihm: „Mein Herr, Sie müssen wissen, daß es eine Gewohnheit ist, die seit unendlichen Zeiten besteht, immer den Lordmayor auszunehmen, und damit Sie ein anderes Mal unsere Sitten und Gewohnheiten nicht verbergen, verurtheile ich Sie zu 25 Schilling Geldstrafe oder zwölf Stunden Gefängniß.“ Der Schauspieler war ein geistreicher Mann. Er protestirte nicht, sondern begütigte sich, so sagen: „Ich kenne in der ganzen Christenheit keinen größeren Narren als meinen Wirth — ausgenommen den Lordmayor!“ Und damit machte er dem Beamten eine tiefe Verbeugung und ging.

### Ein schlagerfertiger Professor.

Prof. Jhering, der große Rechtslehrer in Göttingen, hatte die Gewohnheit, in jedem Semester ein öffentliches Colleg abzuhalten, in welchem vor allen Dingen kleine Rechtsfragen aus dem täglichen Leben zur Besprechung kamen. Ein jeder Theilnehmer des Collegs hatte das Recht, über den zur Behandlung kommenden Gegenstand seine Meinung zu äußern und es kam dabei manchmal zu recht heiteren Diskussionen. Jhering war dabei gewöhnlich, die Hände auf dem Rücken, durch den Gang, der die Bankreihen trennte, und oft genug kam es vor, daß er seine großen dunklen Augen auf einen Hörer richtete und in seinem gemüthlichen, offrisischen Dialect in freundlich ermunterndem Tone fragte: „Nun, was denken Sie denn von der Sache?“ worauf dann gewöhnlich mit mehr Hingigkeit als Richtigkeit die Antwort erfolgte.

Eines Tages saß auf einer der ersten Bänke des Auditoriums der Träger eines sehr hohen Namens und folgte mit sichtlichem Interesse der Besprechung über die Frage, ob es juristisch einwandfrei sei, wenn ein

Gast in einer Wirthschaft den Zuder, der ihm zu seinem Caffee gereicht werde, einstecke und mitnehme oder seinem Hunde gebe. Die Ansichten über diese Frage waren sehr verschieden und daher würde auch die Besprechung sehr lebendig. Biehllich wandte sich Jhering an den genannten Hörer auf einer der ersten Bänke, der sich durch sein Aeußeres erheblich von den anderen Studenten unterschied, mit der unerwarteten Frage: „Nun, wie stellen Sie sich denn zu der Frage?“ Belegte über den rechten Ton, welcher Jhering eigen war, und vermittelte über das Fortlassen jeglichen Titels, auf den der Gefragte Anspruch hatte, entgegnete er mit einer innerlichen Geiztheit, die sich nicht ganz verbergen ließ: „Ich bin der Graf N. N.“ Schlagfertig erwiderte Jhering, indem ein feines Lächeln über seine Lippen zog: „So, so, na, dann können Sie es freilich nicht wissen!“

### Der Schiffsoch an Land.

Nachdem ich es mit allen möglichen Arten von Köchinnen versucht hatte, beschloß ich schließlich, einmal einen Koch zu nehmen,“ erzählte der Millionär. „Es schien mir natürlich, daß einer der großen Ozeandampfer der beste Platz sei, um einen tüchtigen Koch zu finden. Es ist alles so tabellos lauber in so einer Schiffküche, wie Sie ja selbst wissen werden. Nun, ich fand also auch thatächlich einen prächtigen Schweden als Koch und engagierte ihn mit einem Wochengehalt von 25 für meine Küche. Er schien in jeder Beziehung seiner Stellung gewachsen zu sein, aber bald begannen meine Nachbarn sich zu beschweren, daß er alle Speisefeste und Ueberbleibsel einfach aus dem Fenster hinauswerfe. Du lieber Gott, es war eben eine alte Gewohnheit von ihm und er betrachtete das Küchenfenster als eine Art Schiffsluke. Ich konnte ihm die alte Unsitte nicht abgewöhnen und mußte ihn wohl oder übel entlassen.“

### Scheimnisse der Wilden.

So sehr die Weissen auch die wilden Völkerschaften in ihrer Cultur überlegen und so viele Kenntnisse sie vor ihnen voraus haben, so besitzen manche Wilden dennoch Geheimnisse, in die noch kein Europäer hat eindringen können. Ein bekanntes Beispiel ist der „Feuertanz“, über den schon so viel geschrieben worden ist, ohne daß man eine völlig befriedigende Erklärung hätte finden können. Daß Jemand mit bloßen Füßen auf einer Eisenerkennung von mehr als 12 Fuß über rothglühende Steine gehen kann, klingt ungläublich, und doch hat man unlegbare Beweise, daß die Maoris und andere Eingeborene der Südpol eine solche Leistung vollbringen können. Manche Polynesier können nicht nur unversehrt über glühende Steine gehen, sondern, wie sie meinen, ihre Macht auch anderen Völkern übertragen.

Am 20. Januar 1899 war Oberst Gudgeon, der britische Resident auf der Cook-Insel Karatouga, Augenzeuge eines solchen „Wunders“. Viele Stunden lang hatte man ein großes Feuer auf einem Fundament von großen Steinen erhalten, und um 2 Uhr Nachmittags, als die brennenden Holzstohlen bei Seite gescharrt wurden, fand der Oberst die Steine so heiß, daß ein auf sie geworfener Zweig grünen Holzes in wenigen Sekunden aufklammte. Der eingeborene Priester schlug den Rand des Feuerkraums dreimal mit seinem Zweig des T-Drachensbaumes, und dann ging er mit seinem Schüler langsam und bedächtig quer darüber hinweg. Der Schüler hängte einem anderen anwesenden Engländer, Mr. Gobwin, seinen Zweig ein und sagte: „Ich übertrage Dir meine „Mana“ (Kraft). Gehe mit Deinen Freunden hinüber.“ Darauf gingen vier Weiße, unter denen sich Oberst Gudgeon befand, hinüber. Dieser schildert den weiteren Verlauf des Experiments folgendermaßen: „Ich wußte ganz gut, daß ich über rothglühende Steine ging, und ich konnte die Hitze fühlen, aber ich wurde nicht verbrannt. Ich fühlte etwas, das leichten elektrischen Schlägen ähnlich war, während der Zeit und auch nachher; aber das war Alles.“

Ein ähnliches Geheimniß besitzen die Schintos von Japan. In dem Houshi Shiasutso = Tempel im Bezirk Kanda, Tokio, findet jedes halbe Jahr eine Ceremonie des Feuergehens statt. Eine andere ebenio geheimnißvolle Leistung ist das „Rubana“ oder die Probe mit lodendem Wasser. Dabei überfluthen die Gläubigen sich buchstäblich mit Wasser aus Kesseln, die siedend heiß sind. Jedem anderen wäre die Haut verbrüht, aber auf den Körpern dieser Schintopriester erscheint auch nicht eine Blase. Die einzige Erklärung, die sie selbst geben, ist, daß sie den „Geist“ aus dem Wasser ziehen und dieses dann unschädlich wird.

Die Zulus und andere südafrikanische Eingeborenen besitzen Mittel, Nachrichten zu verbreiten, von denen wir nichts wissen. Die Verbreitung von Maseling war am nächsten Tage im Zululand und auch 700 Meilen im Innern der Capcolonie bekannt. Man hat gemeint, daß Käufer die Nachrichten von Dorf zu Dorf tragen, daß Männer sie von Hügel zu Hügel rufen, oder daß Rauchsignale gebrückt werden. Keine dieser Erklärungen reicht aus, denn die Nachrichten reifen in einem flachen Waldland und selbst über Maseling ebenio schnell, wie inmitten der südafrikanischen „Kopjes“.